©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Besprechungen und Anzeigen

R. Grahmann-Hansjürgen Müller-Beck, Urgeschichte der Menschheit. 3. völlig neubearbeitete u. erweiterte Aufl. XVI u. 379 S. mit 145 Abb. im Text, 10 Tabellen, 12 Karten u. 8 Kunstdrucktafeln. Stuttgart (Kohlhammer) 1967. DM 29,–.

Bei Büchern dieser Thematik ist eine dreimalige Auflage innerhalb von 15 Jahren ein sehr seltenes Ereignis und der beste Beweis für die Qualität des Werkes. Das Buch – weil in einer leicht verständlichen Form abgefaßt, ursprünglich mehr für den gebildeten Laien und weniger für den Fachmann bestimmt – dürfte schon in der ersten Auflage kaum von einem Studenten der Prähistorie als Studienbehelf verschmäht worden sein und hat im Verlaufe der letzten 15 Jahre auch in Fachkreisen die ihm gebührende Anerkennung gefunden.

Das Buch ist der Archäologie und Anthropologie des Paläolithikums (der älteren Steinzeit) gewidmet und rundet den vielschichtigen Fragenkomplex samt seinen naturgesetzlichen Grundlagen zu einem geschlossenen Ganzen ab. Dieser Zeitabschnitt ist heute eine der schwierigsten und komplexesten Materien der Vor- und Frühgeschichtsforschung und weitgehend ein Reservat für Spezialisten. Wie sehr die Probleme immer noch im Flusse sind, mag auch daraus ersehen werden, daß es noch kaum eine brauchbare Zusammenfassung, sondern nur meist schwer lesbare und ebenso schwer zugängliche Zeitschriftenaufsätze und Einzelschriften gibt.

So hat das Buch Grahmann schon bei seinem Erscheinen eine Lücke zu füllen versucht. Anfänglich nicht selten von den Fachleuten als zu populär abgetan, hat sich inzwischen auch dieses Vorurteil weitgehend gelegt. Schon in der zweiten, besonders aber in der dritten Auflage hat das Buch viel nachgeholt und manche Lücke geschlossen. Heute ist es eine gut lesbare, wissenschaftlich absolut zuverlässige und dem letzten Forschungsstand entsprechende Einführung in das Frühstadium der Menschheitsgeschichte. Zu diesen Vorzügen hat die Neubearbeitung durch H. J. Müller-Beck, eines anerkannten Fachmannes, wesentlich beigetragen. Viele Kapitel wurden völlig neu gefaßt oder dem Buch neu eingefügt. Auch die bedeutungsvollen Forschungsergebnisse der letzten 15 Jahre wurden systematisch eingebaut und die Abbildungen überarbeitet und erweitert. Wenn auch das Grundgefüge der früheren Auflagen beibehalten wurde, hat uns doch Müller-Beck mit der dritten Auflage irgendwie ein neues Buch geschenkt, das neue Freunde finden wird, auf dessen Benützung auch aber die Besitzer der älteren Auflagen nicht verzichten werden können.

Dr. Josef Reitinger

Hermann Müller-Karpe, Handbuch der Vorgeschichte. 1. Band, Altsteinzeit. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1966. XI, 389 S., 274 Taf 4⁰.

Das vorgeschichtliche Fachschriftentum hat in den letzten Jahrzehnten, besonders aber seit Kriegsende, so an Breite zugenommen, daß vor allem die Flut der

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Zeitschriftenaufsätze, die immer noch den wichtigsten und größten Teil unserer Fachliteratur ausmacht, auch von den Experten nicht mehr bewältigt werden kann. Außerdem hat sich das, vor einigen Jahrzehnten immer noch sehr im Flusse gewesene Lehrgebäude dieser Forschungsdisziplin inzwischen so konsolidiert, daß endlich die Zeit gekommen sein dürfte, aus den vielen Einzeluntersuchungen und widerstrebenden Lehrmeinungen die Summe zu ziehen. Nur so ist auch verständlich, daß der Verlagsmarkt in den letzten zwei Jahren gleich mehrere solche Zusammenfassungen in lexikalischer oder handbuchartiger Form angekündigt hat.

Das hier zur Besprechung vorliegende Handbuch der Vorgeschichte ist das bisher umfassendste Unternehmen dieser Art und im Gegensatz zu den anderen Publikationen auch nicht das Werk einer Gemeinschaft sondern eines einzelnen Autors. Das letztere ist bei der Verzweigtheit der Materie nicht immer von Vorteil, verbürgt aber dafür eine ausgewogenere Gesamtdisposition.

Zu dem bereits vorliegenden dickleibigen ersten Band sollen noch weitere vier Bände kommen. Einer wird der Jungsteinzeit, einer der Kupferzeit, einer der Bronzezeit und der letzte der Früheisenzeit bis zum Jahre 600 v. Chr. gewidmet sein. Die jüngere Eisenzeit (z. B. Latènezeit) wird, weil in manchen Landschaften schon weitgehend einer historischen Epoche angehörend, in diesem Handbuch bedauerlicherweise keine Berücksichtigung finden.

Der schon erschienene erste Band des Werkes behandelt die Altsteinzeit (Paläolithikum). Im Gegensatz zu den vorher erwähnten, ähnlich angelegten „Konkurrenzunternehmen" zeichnet sich dieses Handbuch durch einen umfangreichen Abbildungsteil aus. 274 gezeichnete Tafeln, die aus zahlreichen Einzelpublikationen zusammengestellt worden sind, enthalten sehr viel charakteristisches Material für die verschiedenen Phasen des Paläolithikums und gestatten eine viel größere Vertiefung in die Materie, als die die anderen, meist unillustrierten Gesamtdarstellungen. Eigenständig ist auch der 100 Seiten zählende Abschnitt X, der mit „Regesten wichtiger Funde" überschrieben ist. In kurzen, schlagwortartigen Beschreibungen werden die wichtigsten Fundplätze, nach Ländern geordnet, und jeweils mit ausreichenden Literaturangaben versehen, vorgeführt. Daneben scheint allerdings der systematische Teil, der bei der Größe des Gesamtwerkes nur 250 Seiten umfaßt, etwas zu knapp ausgefallen zu sein.

Einem Handbuch entsprechend, wird nicht nur die Archäologie Europas sondern auch der übrigen Kontinente systematisch dargestellt. Das Schwergewicht dieses Teiles ruht auf der „archäologischen Chronologie". Daneben gibt es auch Abschnitte über Wirtschaft, soziale Verhältnisse, Kunst, Religion u. a. Dieser Teil ist aber weniger als selbständige, zusammenfassende, geistige Durchdringung der Materie, sondern als Kompilierung des bisher Erarbeiteten zu werten. Ausführliche Register und Literaturverzeichnisse runden das Werk zu einem sicherlich vielseitig brauchbaren Nachschlagwerk ab.

Ausstattung und Druck des 1. Bandes sind so wie bei allen anderen Publikationen des angesehenen Münchener Verlages sorgfältig und geschmackvoll ausgeführt und werden nicht unwesentlich dazu beitragen, dieses Handbuch, wenn es einmal mit allen 5 Bänden vorliegt, zu einem der repräsentativsten Werke der Vorgeschichtswissenschaft zu machen. Dr. Josef Reitinger

Paul Reinecke, Mainzer Aufsätze zur Chronologie der Bronze- und Eisenzeit. Bonn 1965. 156 S., 13 Taf. 4⁰.

Mit P. Reinecke ist vor wenigen Jahren wenn schon nicht der letzte, so doch einer der letzten großen Prähistoriker von uns gegangen, der noch die gesamte Materie beherrschte und dessen Wissen in allen Zeitabschnitten gleich gut fundiert

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

war. Der Name Reineckes wird nicht nur in den rund 400 wissenschaftlichen Arbeiten der Nachwelt in Erinnerung bleiben, sondern vor allem in seinem Chronologiesystem weiterleben. Um die Jahrhundertwende hat Reinecke die Bronze-, Hallstatt- und Latènezeit in je 4 Stufen unterteilt und für jede dieser 16 Stufen das kennzeichnende Formengut zusammengestellt. Wenn auch inzwischen 60 Jahre vergangen sind und sich auf dem Gebiete der Ur- und Frühgeschichte viel gewandelt hat – besonders Österreich, Süddeutschland und ihre Nachbargebiete arbeiten nach wie vor mit der Chronologie Reineckes. Manches ist an ihr ergänzt, verfeinert und unterteilt worden und auch an Stürmern, die Reineckes Chronologie durch ihre eigenen Schemate ersetzen wollten, hat es nie gefehlt. Trotz Kritik und Mängel hat sich die Grundsubstanz bis heute als richtig und brauchbar erwiesen. Wenn man berücksichtigt, daß damals der verfügbare Fundbestand noch klein und die Disziplin noch weitgehend im Werden war, muß die Reinecke'sche Gliederung als genial bezeichnet werden.

Reinecke hat diese Gliederung nie in einer zusammenfassenden Arbeit niedergeschrieben, sondern im Verlaufe mehrerer Jahre in kurzen Aufsätzen im 5. Band der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" veröffentlicht. Da diese Publikation seit Jahrzehnten ein Desiderat der Buchantiquariate ist und sogar in vielen einschlägigen Bibliotheken fehlt, hat ein Großteil der jüngeren Forscher das Reinecke'sche System bisher nicht aus den Quellen, sondern aus zweiter und dritter Hand kennengelernt. Es war daher nicht nur ein Akt der Pietät für den Verstorbenen, sondern auch ein Dienst an der Forschung, die chronologischen Schriften Reineckes zu sammeln und neu herauszugeben. Diese Neuausgabe enthält außer den genannten Aufsätzen aus den „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit" auch noch die beachtenswerte Abhandlung „Zur Kenntnis der La Tène-Denkmäler der Zone nordwärts der Alpen" aus der Festschrift des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz aus dem Jahre 1902. An dieser Arbeit wird auch heute niemand vorbeigehen können, der sich mit der Latènezeit beschäftigt. Diesen Schriften Reineckes ist schließlich noch eine Bibliographie seiner Publikationen angehängt, die der inzwischen ebenfalls verstorbene F. Wagner bearbeitet hat.

Der Benützer dieser Neuausgabe hätte sicherlich aus den „Alterthümern" noch den einen oder anderen Aufsatz gerne darin vorgefunden. Da ein Neudruck des gesamten, umfangreichen Bandes kaum jemals zur Debatte stehen dürfte, sind wir trotzdem dem Verlag und Herausgeber (Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz) dankbar, daß sie uns wenigstens die chronologischen Schriften Reineckes als den wichtigsten Teil dieses Sammelbandes in einer handlichen Neuausgabe zugänglich gemacht haben. Dr. Josef Reitinger

W. Torbrügge, Die Hallstattzeit in der Oberpfalz. II: Die Funde u. Fundplätze in der Gemeinde Beilngries. – Kallmünz: Lassleben 1965. 118 S., 91 Taf. 4⁰ (Materialhefte z. bayer. Vorgeschichte, Heft 20).

Kein anderes deutsches Land dürfte bei Kriegsende so große unpublizierte Bestände an archäologischen Landesfunden besessen haben wie Bayern. Es war daher eine glückliche Idee des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, diese Bodenfunde in Form von kommentarlosen Inventarbänden allmählich zu veröffentlichen. Jeder der bisher erschienenen Bände dieser Materialhefte ist einer genau umgrenzten Landschaft, einem bestimmten Fundkomplex oder einer lokalen Museumssammlung gewidmet. Im Katalogteil sind die Fundnachrichten und die Beschreibung der Fundstücke knapp aber ausreichend mitgeteilt und im Abbildungsteil, der vorwiegend aus sehr guten, gezeichneten Tafeln besteht, findet man alle, nur irgendwie abbildungsfähigen Fundstücke auch bildlich wiedergegeben.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Von 1952 bis 1965 konnten zwanzig solche Hefte herausgegeben werden, die in bezug auf Text, Abbildungsmaterial und Ausstattung als vorbildlich für das gesamte vorgeschichtliche Fachschrifttum bezeichnet werden müssen. Die Kenntnis und Benützung dieser bayerischen Musterpublikationen ist für die österreichische Forschung gleich wichtig, da die Funde diesseits und jenseits des Inns einander weitgehend entsprechen.

Nachdem der überaus fleißige W. Torbrügge 1959 schon einen Inventarband über die Bronzezeit der Oberpfalz verfaßt hat, setzt er jetzt seine Arbeit mit der Behandlung der Hallstattzeit dieser Landschaft fort. Die Menge des Fundmaterials machte eine Zweiteilung notwendig. Aus redaktionellen Rücksichten ist mit dem hier vorliegenden Band zunächst der 2. Teil dieser Arbeit, der den Hallstattfundplätzen der überaus ergiebigen Gemeinde Beilngries gewidmet ist, erschienen. Der erste Teil wird dann die übrigen Funde und Fundplätze der Oberpfalz behandeln.

Bereits ein flüchtiger Blick in den Tafelteil zeigt, daß es zwischen Oberpfalz und unserem heimischen Raum viele formale Entsprechungen gibt und es ist zu hoffen, daß diese Publikation auch die Aufarbeitung der eigenen Bestände befruchten und anregen wird. Aber auch in der methodischen Auswertung ergeben sich zu Oberösterreich enge Verbindungen. Beilngries ist in ähnlicher Weise wie ehemals die hallstattzeitlichen Hügelgräbernekropolen des Innviertels von einem Amateurarchäologen nach einer Methode ausgebeutet worden, die heute strenge abgelehnt wird. Diese Grabungstätigkeit hat wohl zahlreiche Funde, aber keine ausreichenden Grabungsberichte gebracht. Die Grabungsintensivierung im Innviertel hat genau so zu einer Verzerrung des urgeschichtlichen Siedlungsbildes geführt wie die Tätigkeit des Beilngrieser Amateurs. Die sich daraus ergebenden, von Torbrügge schon anderweitig aufgezeigten Konsequenzen werden daher auch in Oberösterreich Beachtung finden müssen. Dr. Josef Reitinger

Klaus Schwarz: Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns. Hrsg. v. d. Komm. f. Bayer. Landesgeschichte bei d. Bayer. Akad. d. Wiss. in Verbindung mit dem Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege. — München; Beck 1959. 155 Bl., 2 Kt. quer 4⁰.

Viereckschanzen sind mit Wall und Graben eingefriedete rechteckige Areale, die größtenteils im letzten vorchristlichen Jahrhundert erbaut wurden. Über die Deutung dieser Anlagen haben die Meinungen oft gewechselt. Wurden sie ehemals als römische Militärlager, als Verteidigungsanlagen schlechthin, als Fliehburgen, als Einfriedungen römischer Gutshöfe, als Viehkrale und umfriedete Tempel gedeutet, so neigt heute die Auffassung dahin, in ihnen keltische Kultbezirke zu sehen. Diese Wende brachte die Untersuchung der Schanze von Holzhausen im bayrischen Landkreis Wolfratshausen. Als sie vor etwa 10 Jahren anläßlich von Grundarrondierungen dem Planierpflug hätte weichen sollen, entschloß man sich, sie vorher noch archäologisch zu untersuchen. Im Zuge der stattgefundenen Grabungen wurden 3 Kultschächte gefunden, deren kleinster 2 m Durchmesser und etwa 6 m Tiefe gehabt haben dürfte. In seiner Mitte war ein Kultpfahl aufgerichtet. Eine starke Phosphatanreicherung am Standplatz dieses Pfahles legte die Vermutung nahe, daß hier große Mengen von Opferblut in die Erde gegossen worden sein müssen. Ob sich die aus dem Holzhausener Grabungsaufschluß ergebene Interpretation verallgemeinern läßt, wird noch durch eine Reihe von Paralleluntersuchungen in anderen Viereckschanzen zu überprüfen sein.

Da mit der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft die Gefahr der Beseitigung dieser Denkmäler immer größer wird (ein Blick in das Planmaterial zeigt, daß von den aufgenommenen Schanzen zahlreiche nur mehr rudimentär

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

vorhanden sind), war es ein sehr verdienstvolles Unternehmen der bairischen Amtsstellen, den jetzt noch vorhandenen Denkmälerbestand vermessen und publiziert zu haben. Bisher liegt nur der Kartenband vor, der Textband wird zu einem späteren Zeitpunkt nachfolgen. Die technische und methodische Wiedergabe dieser Vermessungsarbeiten muß als beispielgebend für jede weitere Dokumentation von archäologischen Geländedenkmalen bezeichnet werden. Jedes Blatt (1:1000) ist in Zweifarbendruck ausgeführt. Die Wälle und Gräben sind in einer sinnvoll erdachten Schraffur plastisch in einen Schichtenplan eingezeichnet und aus einem, jedem Blatt aufgedruckten Spezialkartenausschnitt ist die geographische Lage der Anlage genau ersichtlich.

Der Atlas verzeichnet rund 210 Anlagen, in Bayern und eine in Salzburg. Warum sollte für diese Bauwerke Inn und Salzach eine so strikte Grenze gebildet haben, wo sich doch gerade in urgeschichtlicher Zeit so viele Konkordanzen beiderseits dieser Flüsse erkennen lassen und sich gerade die keltische Latènekultur Bayerns von der Oberösterreichs und Salzburgs kaum unterscheidet? Die Ursache dieses merkwürdigen Verbreitungsgebietes kann nur darin liegen, daß sich die österreichische Forschung mit diesen Denkmälern noch sehr wenig beschäftigt hat, während in Süddeutschland die Viereckschanzen seit mehr als einem halben Jahrhundert zum populärsten der einheimischen Archäologie gehören. Verschiedene Indizien weisen darauf hin, daß auch in den großen Wäldern des Innviertels, Lach- und Weilhartsforst sowohl komplette Schanzen als auch Reste von solchen vorhanden sind. Durch systematische Begehung und Umfrage wird sicherlich noch manches, bisher nicht beachtete Denkmal hinzukommen. Da die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler heute in allen Landstrichen sehr gefährdet sind, wird diesen Anlagen in nächster Zeit ein ganz besonderes Augenmerk zuzuwenden sein und deshalb ist die bayerische Publikation auch vom Standpunkt der heimischen Landeskunde sehr zu begrüßen, wird sie doch sicherlich das Sichten und Überprüfen des heimischen Denkmälerbestandes nicht unwesentlich anregen und erleichtern.

Dr. Josef Reitinger

Rudolf Egger, Das Praetorium als Amtssitz und Quartier römischer Spitzenfunktionäre. Wien 1966. 47 S., 9 Abb., 8° (Sitzungsberichte d. Österr. Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Bd. 250, Abh. 4). Preis S 56,—.

Auf einer Tonscherbe aus Mainz hat ein Töpfer festgehalten, daß er seinem Herrn ausgerichtet hat, zu einem nicht genannten Zeitpunkt vor dem Prätorium beim Winterquartier der 22. Legion anwesend zu sein. Diese neugefundene Inschrift nimmt der Verfasser in der kleinen Akademieschrift zum Anlaß, um Zweck und Gestalt der Prätoria zu untersuchen. Unter Ausnützung aller bisher zutage gekommenen archäologischen und epigraphischen Quellen, die vom Autor in gewohnter Weise mit äußerster Sorgfalt zusammengetragen werden, kommt der verdiente Gelehrte zu dem Ergebnis, daß es sich bei diesem Bautypus nur um ein Gebäude für oberste Staatsfunktionäre zur Verrichtung der verschiedensten, ihnen obliegenden Amtspflichten, also um ein Amtshaus, gehandelt haben kann. Dem Verfasser ist es überdies gelungen, einen in den Jahren 1902 und 1903 in Carnuntum freigelegten Baugrundriß jetzt als Prätorium zu interpretieren und damit die bisher archäologisch bekannten 3 Bauwerke um ein viertes zu vermehren. Älter als diese 4 erhaltenen Prätoria ist jenes vom Magdalensberg, das erst in den letzten Jahren unter der Leitung des Verfassers freigelegt und als solches gedeutet worden ist.

Dr. Josef Reitinger

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Wilhelm Götting und Georg Grüll, Burgen in Oberösterreich (Schriftenreihe der Oberösterreichischen Landesbaudirektion, Bd. 21), Wels 1967. 319 S., 211 Pläne, 151 Abb., 13 Faltpläne.

Gerade seit 1945 wird in Oberösterreich der Geschichte der Burgen und Grundherrschaften ein besonderes Augenmerk zugewendet. Die Burg als solche tritt immer mehr in den Vordergrund der Forschung, als Reiseziel und — als Hobby. Letztere Gegebenheit, verbunden mit der Erhaltung und Bewohnbarmachung von verfallenen Objekten hat bereits bedeutsame Früchte getragen.

Die Liebe, die man trotz des in mancher Hinsicht überspitzten Modernismus den Burgen entgegenbringt, wird durch zahlreiche Neuerscheinungen im österreichischen Raume dokumentiert, und auch Oberösterreich kann in dieser Hinsicht mit ganz beachtlichen Leistungen aufwarten. Es sind vor allem die Burgenführer von G. Grüll (3 Bände), N. Grabherr (2 Bände) und O. Hille (1 Band), die sich als begehrte Nachschlagwerke großer Beliebtheit erfreuen.

Nun haben sich zwei Verfasser, Wilhelm Götting und Georg Grüll zusammengetan, um ein wahrlich repräsentatives Burgenwerk über Oberösterreich zu schaffen. Beide Verfasser haben bewiesen, daß es keineswegs der akademischen Würde bedurfte, sondern nur der Liebe und des Einfühlungsvermögens für einen wichtigen Bereich der Geschichte und Kulturgeschichte unseres Landes, um ein Werk von europäischem Range hervorzubringen. Jeder eingehende Kenner der burgenkundlichen Literatur des europäischen Raumes wird die richtungsweisende und beispielgebende Arbeit, die nunmehr gedruckt vorliegt, als Spitzenleistung auf diesem Gebiet anerkennen müssen.

Das Hauptverdienst an diesem oberösterreichischen Burgenwerk trägt naturgemäß wegen der darin aufgezeigten eigenständig entwickelten Verfahrensweise der technische Oberamtsrat an der OÖ. Landesbaudirektion, Ing. Wilhelm Götting, der in unermüdlichem Einsatz die Vermessung von einer ganzen Anzahl von Burgen und Ruinen seit 1951 vornahm. 25 bedeutsame Objekte wurden schließlich ausgewählt und das Ergebnis in Buchform veröffentlicht. Es ist erstaunlich, welche Kenntnisse, welche Einfühlungsgabe hier ein Nichtfachmann auf dem Gebiete der Burgenkunde sich im Verlaufe der Jahre angeeignet hat und hiefür beispielgebende technische und geodätische Methoden entwickelt hat. Es ist ein Anschauungsunterricht, der die eigenständige Arbeitsweise Göttings dokumentiert. Wir bedauern aber die vorgenommene Auswahl und hoffen, daß es in absehbarer Zeit möglich sein werde, eine weitere Ernte einbringen zu können.

Es ist selbstverständlich, daß das Ergebnis dieser Burgenvermessung manche Fragen offen läßt. Den Kulturhistoriker interessieren natürlich auch noch andere Belange, die mit dem adeligen Hauswesen überhaupt zusammenhängen. Hierin wird wohl da und dort vom Heimatforscher eine Nachlese zu erwarten sein, die er aus alten Inventaren und Anschlägen gewinnen kann. Dies würde einen Einblick in die Raumverteilung der Burg bedeuten, welche auf dem Wege über die Vermessung allein nicht erstellt werden kann.

Der zweite Verfasser, Prof. Georg Grüll, hat sich sichtlich bemüht, in kurzer Form die Geschichte der von W. Götting bearbeiteten Burgen und Ruinen auf Grund von Quellen und Literatur darzustellen. Daß er besonders trachtete, die erreichbaren Anschläge einzubeziehen, trug dazu bei, die von Götting gewonnenen Ergebnisse verschiedentlich zu bereichern.

Wesentlich sind auch die Ergebnisse der beiden Verfasser über die Entstehung der Burgen in unserem Lande auf dem Wege über die Mauertechnik wie über die Beurkundung. Die klassische Burgenbauzeit für das 12. und 13. Jahrhundert konnte wohl mit aller Klarheit erwiesen werden. Ebenso frappierend ist das Ergebnis

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

über die Technik des Burgenumbaues im 15. Jahrhundert, gezeigt an den verwandten fortifikatorischen Anlagen von Pürnstein und Piberstein, die einen bedeutenden Baumeister erahnen lassen.

Zusammenfassend darf ohne Bedenken gesagt werden, daß das vorliegende oberösterreichische Burgenwerk in seiner Bedeutung und Ausstattung eine mustergültige Neuerscheinung darstellt und als Musterbeispiel für die europäische Burgenkunde bezeichnet werden kann. Dr. Franz Wilflingseder

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. 106. Vereinsjahr, Salzburg (1966). 400 S., mit zahlr. Abb.

Es wird für den geschichtlich Interessierten immer nützlich sein, die landeskundliche Literatur der Nachbarländer zu verfolgen und für den Oberösterreicher gilt dies in besonderem Maße bezüglich der Salzburger Veröffentlichungen. Nicht nur Grenzfragen ziehen das Interesse an, sondern die Geschichte unseres Landes lag immer wieder in verschiedenster Weise im Ausstrahlungsgebiet der benachbarten Metropole. Besonders deutlich wird dies bei der Literatur zum oberösterreichischen Salzkammergut und zum Innviertel, bei denen die Abhängigkeiten von Salzburg in früherer Zeit vielfach besonders enge waren.

Im vorliegenden Bande der „Mitteilungen" wird die Kunstgeschichte des Salzkammergutes berührt durch einen Nachtrag von Dieter Grossmann zur Salzburger Ausstellung „Schöne Madonnen 1350–1450", da eines der bedeutenden Stücke aus Hallstatt stammt und zusammen mit dem benachbarten Ausseer Stück engstens auf Salzburg verweist. Die Auswertung der Ausstellung in der detailreichen vorliegenden Form ist sehr zu begrüßen.

Das Innviertel bzw. seine Kunstgeschichte wird ebenfalls durch einen der hier veröffentlichten Aufsätze berührt. Franz Pagitz veröffentlicht „Zwei Beiträge über das Wirken Stephan Krumenauers in Salzburg", das Wirken des in Braunau gestorbenen bedeutenden Baumeisters der gotischen Stilepoche, der vor allem für die Vollendung des Chores der Salzburger Franziskanerkirche, der Stadtpfarrkirche St. Andreas in Kitzbühel und der Stadtpfarrkirche in Braunau der verantwortliche Meister gewesen ist. Uns interessiert am meisten der zweite Beitrag, der uns in die Salzburger „Unterhütte" einen Blick tun läßt und sich mit den zünftischen Verhältnissen der Salzburger Steinmetzen und Maurer, sowie der Zimmerleute beschäftigt. Dabei ist des längeren auch von Hans Lengdorffer, Baumeister der Stiftskirche von Mondsee die Rede.

Wirtschaftsgeschichtlich von besonderem Interesse ist der Beitrag von Herbert Klein, Die Tuchweberei am unteren Inn und der unteren Salzach im 15. und 16. Jahrhundert nach Salzburger Quellen, der sich mit dem Zentrum dieses Wirtschaftszweiges, Braunau, in hervorragendem Maße beschäftigt. Die zeitliche Abgrenzung nach oben liegt um 1560.

Für die Entwicklung der Wolltuchindustrie im Salzach-Inn-Bereich ist das Alpenvorland allein maßgeblich gewesen, wie uns das Kärtchen S. 131 überzeugend darlegt. Daß neben der Stadt Braunau auch der Markt Mauerkirchen in dieser Hinsicht Bedeutung besaß, ist zu beachten. Während die feinere Braunauer Tuchproduktion um 1460 einsetzte, dürften die umliegenden Orte, von denen auf jetzt oberösterreichischem Boden noch Ried und Schärding genannt werden müssen, erst im 16. Jahrhundert sich der neuen und erfolgreichen Entwicklung angeschlossen haben. Vor allem Mauerkirchen scheint bei gleichem Preis qualitativ damals Braunau übertroffen zu haben. In der Preistabelle (S. 135 f) sind Braunau und Mauerkirchen weitaus am breitesten vertreten.

Für die Wirtschaftsgeschichte des Innviertels, das damals mit den benachbarten

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

salzburgischen und bayerischen Gebieten eine organische Einheit gebildet hat, ist mit dieser detaillierten Quellenarbeit ein wichtiger Baustein gelegt.

Schließlich sei auch auf die Ausführungen von Ernst Wenisch, Der Kampf um den Bestand des Erzbistums Salzburg (1. Teil), hingewiesen, weil dabei selbstverständlich nicht nur die endgültige Gebietsabgrenzung zwischen Passau und Salzburg und damit auch von Oberösterreich und Salzburg zur Sprache kommt, sondern, weil auch laufend die Parallelen zur Passauer Entwicklung besprochen werden, die seinerzeit Ferihumer dargelegt hat. Dr. K. Holter

Justus Schmidt, Linz in alten Ansichten. — Salzburg: Residenzverlag 1965. 329 S., davon 43 Farb- und 50 Schwarzweißtafeln u. 96 Abb. im Text. Quer 4⁰.

Alfred Marks: Oberösterreich in alten Ansichten. — Linz: OÖ. Landesverlag 1966. 399 S., davon 28 Farb- u. 211 S. Schwarzweißabbildungen u. 40 Abb. im Text. Quer 4⁰.

Da gerade der letzte Krieg in weiten Teilen Europas viel von den alten Ortsbildern zerstört und die Baulust und Modernisierungssucht der Nachkriegszeit dem verbliebenen Bestand noch stark zugesetzt und in der Stadt ganze Straßenzüge und am Land ganze Dörfer ihr Gesicht gewandelt haben, ist das große Interesse an historischen Ortsansichten verständlich. Oberösterreich ist in der glücklichen Lage, jetzt zwei Monumentalwerke dieser Art sein eigen nennen zu dürfen.

Der Vater dieser zwei Zwillingsbrüder war zweifellos das ebenfalls im Residenzverlag erschienene Ortsansichtenbuch von Salzburg, das wohl als die beste unter allen bisherigen Erscheinungen bezeichnet werden darf. Das erst ein Jahr nach dem Linzer Band erschienene Buch „Oberösterreich in alten Ansichten" hat auf seinen etwas älteren Bruder schon Rücksicht genommen und zu Gunsten des viel porträtierten Salzkammergutes und der sooft gezeichneten oberösterreichischen Klöster und Schlösser die Linzer Abbildungen auf das allernotwendigste beschränkt. Daher wird auch der an seiner Heimatstadt mehr interessierte Linzer mit dem Gebotenen kaum das Auslangen finden und dem speziellen Linzer Buch den Vorzug geben müssen. Trotz dieser Beschränkung sind aber einige bisher unbekannt gewesene, schöne und interessante Linzer Ansichten aus dem Bestande des OÖ. Landesmuseums, die bedauerlicherweise dem Bearbeiter des Linzer Buches nicht zugänglich waren, nur im Oberösterreich-Band enthalten.

J. Schmidt hat seinem Buch eine kleine, aber inhaltsreiche Geschichte der Stadt vorangestellt, die das kulturelle und politische Geschehen von den Anfängen bis zum Werden der modernen Industriestadt schildert und dem Bildteil auch noch eine zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des Linzer Stadtbildes vorausgeschickt, zwei Arbeiten, die Beachtung verdienen. Thematisch am wertvollsten finden wir aber den das Buch beschließenden, mit außergewöhnlicher Sachkenntnis und Sorgfalt bearbeiteten Katalogteil, weil er das entwicklungsgeschichtlich Besondere und Charakteristische jedes einzelnen Blattes sehr gründlich herausstellt. Die Datierungen der Tafeln 59 und 73, die von Schmidt mit „um 1830" und „nach 1838" gemacht wurden, sind korrekturbedürftig. Die erstere der beiden Tafeln ist in der linken unteren Ecke mit „J. Alt 1844" signiert; die andere zeigt bereits die alte, eiserne Donaubrücke und muß deshalb nach 1872 angesetzt werden. Wegen des wertvollen Kommentars ist dieses Buch mehr als ein schöner Geschenkband für den Bilderfreund, nämlich ein wirkliches Nachschlagewerk von bleibendem Wert für den historisch interessierten Linzer.

Dr. Marks hat als Historiker das Thema von einer ganz anderen Seite gesehen

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

und seinem Buch eine historische Studie über die Entwicklung der Ortsbilddarstellung in Oberösterreich vorangeschickt. Der beste Teil dieser wirklich verdienstvollen Untersuchung dürfte wohl das Kapitel über Städtebücher und topographische Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts sein, das sich durch ganz besondere Sachkenntnis und Eigenständigkeit auszeichnet. Weniger vorteilhaft finden wir es dagegen, daß Marks im Katalogteil auf jede Art von Kommentierung der Abbildungen verzichtet und dafür außergewöhnlich umfangreiche technisch-bibliographische Daten geboten hat, für die wohl nur sehr wenige von den Benützern Bedarf haben werden. Da J. Schmidt sich nur mit dem Werden eines einzigen Ortsbildes zu befassen hatte, können wir wohl verstehen, daß die Aufgabe für Marks eine wesentlich schwierigere gewesen wäre. Aber wenn der Autor, der sich nach den eigenen Worten seit 1956 intensivst mit dieser Materie beschäftigt, keine Interpretation geben konnte, so kann dies noch viel weniger vom Benützer erwartet werden und ein Buch, das mit so viel materiellem Aufwand gedruckt wurde, sollte doch mehr als ein dickleibiges Bilderbuch sein, in dem man in geruhsamen Stunden wohl blättern aber nicht lesen kann. Die rein dokumentarischen Bestrebungen des Buches gehen so weit, daß sogar bei so wenig bekannten Schlössern wie beispielsweise Schwendt, Grub, Weißenberg, Hochhaus und vielen anderen weder aus der Bildbeschriftung noch aus dem Katalog ersehen werden kann, in welcher Gemeinde sie liegen, ob oder in welchem Umfang sie noch erhalten sind und wo man sich über ihr Geschick informieren kann. Genau so bedauerlich finden wir es, daß das so ergiebige kulturhistorische „Beiwerk" (z. B. Einblicke in Parks und Gartenanlagen, die vielen Ruderschiffe, Straßenfahrzeuge, Brücken, Mühlen und sonstigen technischen Anlagen, Trachtendarstellungen, Bauernhausformen), ja nicht einmal die oft so deutlich zum Ausdruck kommenden siedlungsgeographischen und städtebaulichen Aspekte der Ortsbilder auch nur mit einem Wort Beachtung gefunden haben. Hier liegt ein ganz gewaltiger Schatz historischer Bilddokumentation brach, über den die meisten Benützer des Buches ahnungslos hinwegstolpern werden und den zu nützen sich jetzt wahrscheinlich lange Zeit keine Gelegenheit mehr bieten wird. Unvorteilhaft finden wir beim Oberösterreichbuch auch die historische Ordnung des Bildmaterials, weil dadurch die topographisch zusammengehörenden Bilder kunterbunt durcheinandergewürfelt wurden. Das Buch möchte doch ein Ortsansichtenbuch und nicht eine Kunstgeschichte des Landes sein! Im Linzer Buch müßte nicht so viel geblättert werden, wenn der erklärende Kommentar jedem Bild gegenüberstünde oder zumindest als selbständige Einheit gebunden worden wäre. Bei manchen Andachts- und Altarbildern des Oberösterreichbuches hätte man wohl einen vergrößerten Ausschnitt des Ortsbildes der Totalansicht vorziehen sollen (z. B. 122, 99, 71. VI). Nicht sehr glücklich finden wir es aber auch, daß beide Bücher auch Bilder enthalten, die topographisch uninteressant und künstlerisch ziemlich wertlos sind. In Linz mag das zahlenmäßig begrenzte Material vielleicht keine andere Wahl ermöglicht haben; für das Oberösterreichbuch standen aber dem Autor allein schon in der Sammlung des OÖ. Landesmuseums 5000 Blätter zur Auswahl bereit. Gerade beim Bildmaterial des 19. Jahrhunderts gewinnt man den Eindruck, daß den Autoren weniger der Wandel des Ortsbildes, sondern der Personenkreis, der sich mit der Herstellung von Ortsbildern befaßte, am Herzen lag. Beim Oberösterreichbuch stört uns vor allem die vom Original abweichende tiefschwarze und überaus kontrastreiche Wiedergabe der Stiche und Zeichnungen, die ihre Ursache wohl darin haben dürfte, daß die Druckstöcke nicht nach den Originalvorlagen, sondern nach Fotos angefertigt wurden.

Diese Einwände sollen der Qualität, die beide Werke haben, keinen Abbruch tun. Nur zu gerne möchten wir immer die uns interessierenden Bücher nach unse-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

ren eigenen Intentionen gestaltet finden. Das Lob der Qualität gebührt aber nicht nur den Autoren, sondern vor allem auch den Verlegern. Die beiden Bücher sind nach verschiedenen Druckverfahren hergestellt. Das Buch des Residenzverlages ist wohl das elegantere geworden – aber auch hier sind die Geschmäcker verschieden. Mögen diese zwei Bücher trotz ihrer hohen Preise auch beim Publikum die Beachtung und Verbreitung finden, die ihnen gebührt. Dr. Josef Reitinger

Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume. Möbel und Hausrat. 33 Skizzen und Pläne im Text. 68 ein- und 27 vielfarbige Bildtafeln. Verlag J. Wimmer, Linz, 1966. S. 289, Schilling 290.

Das lange Zeit von der Forschung recht stiefmütterlich behandelte oberösterreichische, volkstümliche Sachgut fand in den letzten zwei Jahrzehnten in wertvollen Bildbändchen endlich die gebührende Beachtung. Als besonders erfreuliche Tatsache darf dabei vermerkt werden, daß dieses Ergebnis ausschließlich heimischen Forschern, Malern, Zeichnern, Lichtbildnern und Verlegern zu danken ist. So erschienen im Verlag des OÖ. Heimatwerkes, Linz, 5 Folgen „OÖ. Trachten" aus der Feder von Franz Lipp; der Landesverlag, Linz, brachte „Alte Bauernherrlichkeit", 1957, und „Alte Bauernkunst", 1963, beide von Max Kislinger und „Die Krippe", 1964, von Otfried Kastner heraus; bei Julius Wimmer, Linz, wurden die Bildbände Friedrich Knaipp „Hinterglasbilder", F. H. König, „Alt Gmundener Fayencen", und nun Franz Lipp, „Oberösterreichische Stuben", 1966, verlegt.

Franz Lipp verspricht im Vorwort, von der Stube, dem Mittel- und Beziehungspunkt des gesamten Volkslebens, auszugehen und eine zusammenfassende Darstellung des volkstümlichen Wohnwesens im Lande Oberösterreich zu bieten. Da aber Überlieferungen nicht bloß im bäuerlichen Bereich, sondern ebenso im Bürgertum wirksam sind und auch dort die Willkür des einzelnen geringer blieb als die Macht der ungeschriebenen Gesetze des Herkommens, so wurden anhangsweise auch Innenräume von Bürgern (Salzfertigern, Gastwirten, Sensenschmieden, Leinwandhändlern, Lebzeltern und Wachsziehern) in die Betrachtung einbezogen. Nur Wohnräume aus Schlössern und Stiften blieben unberücksichtigt.

Zeitlich wurde die Betrachtung auf die vorindustriellen Verhältnisse beschränkt, die freilich in den einzelnen Landesteilen nicht einheitlich, aber spätestens mit dem ersten Weltkrieg ausklingen. Eine eingehend erwanderte, gründliche Kenntnis des Landes und seines bäuerlichen Hauses war die erste Voraussetzung für das Gelingen des Vorhabens. Sorgsames Vergleichen des sehr umfangreichen Plan- und Grundrißbestandes, Heranziehen des gesamten, einschlägigen Schrifttums und schließlich sorgsames Auswählen der zahlreichen Bilder stellten weitere, unerläßliche Vorarbeiten dar. Mit Recht betont der Verfasser, daß gute Bilder auch in wissenschaftlichen Darstellungen am klarsten die Ausführungen des Wortes bestätigen.

Der unvergessene Kulturgeograph und Heimatforscher Dr. Eduard Kriechbaum pflegte seine zahlreichen Vorträge mit dem Satze einzuleiten: „Oberösterreich ist ein Land der Begegnungen!" Diese Erkenntnis gilt auch für die Darstellung des volkstümlichen, oberösterreichischen Wohnens. Gerade das Land ob der Enns erlaubt durch die Vielfalt und Vielgestalt seiner Kultur- und Hauslandschaften einen aufschlußreichen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse seiner Nachbarn Niederösterreich, Steiermark, Salzburg, ja selbst in jene von Ober- und Niederbayern.

Der Verfasser bleibt dabei stets bemüht, die Entwicklung wie den Bestand der Bauernstuben und Bürgerzimmer aus dem Zusammen- oder Gegeneinanderwirken

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

europäischer Kultur- und Zeitströmungen abzuleiten. Dieses Vorgehen liegt bei Oberösterreich nahe: hat es doch Anteil an drei mitteleuropäischen Großlandschaften: Alpen, Vorland und Böhmerwald. Anderseits verläuft die Glogersche Linie – eine Hauptscheide westlichen und östlichen Wesens – mitten durch Oberösterreich. Inn, Traun und Enns begrenzen südlich der Donau drei geschichtlich bestätigte Natur- und Kulturräume, die auch nördlich der Donau durch Gewässerfurchen ihre Fortsetzung finden. Im Kreuzen dieser dreistufigen Nord-Süd- und West-Ost-Erschließung des Landes entstehen so neun oberösterreichische Gebiete, auf welche der Verfasser geschickt und überzeugend seine Ausführungen gründet.

Durch Textzeichnungen, Übersichtskarten, Hofansichten, Hausgrundrisse und Stubenpläne aus der Feder des Linzer Graphikers Reinprecht Schober auf das glücklichste ergänzt, behandelt nun der Verfasser in jedem einzelnen Teilraum die Hof- und Hausformen, die Wohnverhältnisse, die Möbel und den sonstigen Hausrat. Zwei Zusammenfassungen „Die Stube in Sitte und Brauch" sowie „Blick auf das Ganze" bilden zusammen mit zwei guten Übersichtskarten und dem Betrachten der bürgerlichen Zimmer den Abschluß des ersten, durch das Wort geprägten Buchteiles.

Die zweite Hälfte des Bandes ist den Bildern gewidmet, die in dankenswerter Art stets durch knappe, aber inhaltsreiche Erläuterungen ergänzt werden. Technisch ganz hervorragend, bestätigen sie in überzeugender Weise das Wort des ersten Buchteiles. Dabei bleibt offen, ob den meisterhaften Aquarellen von Max Kislinger, Trude Payer und Hugo von Preen oder den nicht minder vortrefflichen Farb- und Schwarzweißaufnahmen von Max Eiersebner, Otto Götzinger, Cölestin Hehenwarter, Rudolf Lang und Kurt Roithner die Palme gebührt. Der oft bewährte künstlerische Gestalter des J.-Wimmer-Verlages, Toni Hofer, betreute auch dieses Buch in seiner vorbildlichen Art.

Ausführliche Anmerkungen, ein Sach-, ein Orts- und ein Personenregister erhöhen die Handlichkeit des Buches, das weit mehr hält, als sein bescheidener Titel verspricht: bildet es doch die längst fällige, wissenschaftlich aufgebaute und doch allgemein verständliche Grundlage sämtlicher vorausgehender Arbeiten über das volkstümliche Sachgut in Oberösterreich. Franz Lipps „Oberösterreichische Stuben" werden damit zu einem Grundwerk der oberösterreichischen Volkskunde.

Dr. Hans Commenda

Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich, mit 120 Bildtafeln, davon 24 in Farben, 42 Zeichnungen, Forum-Verlag, Wien 1966.

Seit der ersten Gesamtdarstellung „Österreichischer Volkskunst" durch Michael Haberlandt sind 55 Jahre vergangen. So viel inzwischen auch zu dem Thema publiziert wurde, so viel Neues auch bekannt geworden ist, zu einer abermaligen Zusammenfassung der Materie in gesonderter Buchform war es erstaunlicherweise fast zwei Generationen lang nicht gekommen. Das hat seine Gründe, die in der besonderen Forschungssituation in Österreich gegeben sind. Wenn nun der Direktor des Österr. Museums für Volkskunde – ein Amtsnachfolger Michael Haberlandts also – diese neue Österreichische Volkskunst veröffentlicht, so ist das natürlich keine Zufälligkeit: es fehlt zwar ein Herkunftsnachweis für die Bilder (nur für die Bildautoren ist ein solcher vorhanden), aber wir dürften nicht fehlgehen, daß so gut wie sämtliche Lichtbilder (mit Ausnahme einiger Außenaufnahmen) im Institut des Autors gemacht wurden. Kein anderer österreichischer Forscher verfügt über ein derart umfassendes Material, das doch auch eine nicht zu unterschätzende Hilfe und Voraussetzung bei der Bewältigung und Herausbringung dieses Themas darstellt.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Wir haben bisher Leopold Schmidt vorwiegend als Autor zahlreicher Arbeiten aus der geisteswissenschaftlichen Volkskunde oder, genauer gesagt, der „geistigen Güter" der Volkskunde kennengelernt. Es war daher gerade für den Fachmann interessant zu erfahren, wie Schmidt die Realien anpackt.

Im Großen, das sei vorweggenommen, folgt auch er jener traditionellen Aufschlüsselung des Themas, wie sie in der bekannten Reihe der „Deutschen Volkskunst" seit langem vorgezeichnet ist. Also einer Gliederung nach Grundstoffen und einer Behandlung der Objekte nach Funktion und Gebrauch. Dieses Schema wird jedoch von Schmidt sinnvoll erweitert durch eine Behandlung nicht nur der Grundstoffe (zu denen er nun auch „Alraun und Bilwis" stellt), sondern auch der Grundformen (Symbolformen, pflanzliche Formen, tierische Formen, menschliche Formen) und von „Form und Sinn" (Formprinzipien, Formen und Inhalte, Zeichen, Sinnbilder, Vorbilder, Nachbilder). Also Grundstoffe (z. B. Holz, Erde, Stein, Metalle), Grundformen und Zeichenhaftes, zusammengehalten durch die „Klammer der Funktion".

Auch das Gegenständliche, d. h. die Behandlung der einzelnen Objektgruppen, hat eine weitere Differenzierung erfahren. Da finden wir die sonst selten behandelten „Vorhäuser und Lauben", ferner „Wand und Mauer" sowie „Herd und Ofen". Die Möbel sind nach sieben Untergruppen dargestellt, unter denen sich sogar die Uhren befinden. Die Darstellung von wenig beachteten Gerätegruppen wie „Bienenstöcke, Bienenkörbe" und „Schlitten und Wagen" dürfte geradezu monographischen Seltenheitswert erlangen.

Nach dem etwas schwächeren Abschnitt über „Textil und Tracht", in dem das sonst kaum beachtete Kapitel der Mangelbretter von der Funktion her (Waschen, Rollen, Bügeln) beleuchtet ist, kommt L. Schmidt zu seinem offensichtlichen Lieblingsgegenstand, der ebenfalls vielfach vernachlässigten Brauchkunst. Auch hier sind die Kapitel „Vergängliche Brauchkunst", „Schützenscheiben", „Schriftkunst und Graphik" wohl erstmals unter gesamtösterreichischen Aspekt gestellt.

Ein Kapitel „Volkskunst und Volkskünstler" schließt das Werk ab, in dem die gesamte neuere, auch die zerstreute und schwer erreichbare Literatur zum Gegenstand Berücksichtigung gefunden hat. Damit liegt jenes Kompendium neuesten Wissens um die österreichische Volkskunst vor, das nun wieder wahrscheinlich auf lange Zeit das Bedürfnis von Fachwelt und Öffentlichkeit wird stillen können.

Es war anzunehmen, daß Schmidt den kategorialen Fragen sein Hauptaugenmerk zuwenden würde. Tatsächlich gehört die ständige Konfrontation des Volkswerkes, wie Volkskunst im umfassenderen Sinne auch bezeichnet wurde, mit den geistigen Voraussetzungen und Hintergründen zu den fruchtbarsten Ergebnissen des neuen Werkes. Dabei zeigt es sich, daß Schmidt, der Autor einer „Geschichte der österreichischen Volkskunde" (Wien 1951) und der „Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos" (Wien 1952), vielleicht gerade auf dem Wege einer intensiven Befassung mit den Realien zu Positionen zurückgekehrt, die der ersten Zusammenfassung von M. Haberlandt weniger unähnlich sind als etwa dem Standpunkt des von ihm sonst so geschätzten Karl von Spieß. (Etwa in „Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Grundlinien zur Geschichte der unpersönlichen Kunst", Wien 1924, Berlin 1943.)

Den fragwürdigen Hypothesen um Ableitungen aus religionsgeschichtlichen bzw. mythologischen Gründen geht Schmidt, der in seiner „Gestaltheiligkeit" sehr kühne Vermutungen aufgestellt hat, sorgsam aus dem Weg. „Volkskunstforschung kann nicht Religionsgeschichte sein, selbst die Bemühung einer so schwierigen Disziplin als Hilfswissenschaft scheint schon bedenklich" (S. 48).

Wenn möglich, erklärt er z. B. „Lebensbäume", „Sonnen" und „Rauten" aus ge-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

gebenem Anlaß, Funktion und Herstellungstechnik. Daran hat er gut getan. Die mythologisierende Betrachtung und ihre bis zum Überdruß platte Vereinfachung durch Volksbildner und Lehrer schadete bekanntlich der an sich richtigen Fährte mehr, als sie wissenschaftlichen Gewinn einbrachte. Vielleicht gerät Schmidt manchmal zu sehr ins andere, positivistische Extrem, doch ist dies begreiflich für den, der bereits so viele „Deutungen" über sich ergehen lassen mußte. Wenn aber beispielsweise die sowohl in Niederösterreich wie in Oberösterreich bekannten aufgedoppelten Türen mit den Sonnenstrahlen in der oberen Hälfte und den Rauten in der unteren das mehr oder weniger naturalistische Sonnengesicht des Mittelpunktkreises gegen einen „Sechsstern", eine „Siebensonne" oder eine Swastika ersetzen, so dürfte dies doch eine bündige Erklärung für den Sinn der Ersatzzeichen: ein Sonnensymbol zu sein, darstellen.

Von solcher Seite, d. h. von so soliden Voraussetzungen wie es etwa ein eindeutiges Sonnengesicht ist, wird man ausgehen müssen, um gewisse Legenden und Annahmen der Sinnbildforschung in Gewißheit zu verwandeln – oder sie als solche endgültig zu deklarieren.

Mit Skepsis betrachtet Schmidt auch die Fragen der Kontinuität. Auch hier neigt er dazu, eher eine Diskontinuität und voraussetzungslose Neuentstehung aus ähnlichen Gegebenheiten als eine bruchlose Fortdauer anzunehmen. „Unter solchen Umständen (nach Schweden- und Türkenkriegen, Jesuiten- und Kapuzinermission. d. Rez.), mit diesen Erkenntnissen, wagt man kaum mehr an Kontinuitäten über Jahrtausende zu denken". Und „wirklich echte Verbindungsmöglichkeiten über das stumme Jahrtausend (des Mittelalters, d. Rez.) hinweg lassen sich kaum aufweisen".

Oberösterreich ist in der „Volkskunst in Österreich" außergewöhnlich gut vertreten. Es hält, und das dürfte ja wohl den Gegebenheiten entsprechen, mit Tirol die Spitze der Bundesländer. Abbildungsmäßig dominieren die oberösterreichischen Möbel so stark, daß sie dem Buch geradezu das graphische Gesicht verleihen. Schmidt hat da alles publiziert, was in seinen Sammlungen gut und schön ist. Auch im Text ist natürlich Oberösterreich entsprechend häufig gewürdigt. Der eingeborene Kenner von Land und Leute und der immer noch unendlich zahlreichen, heute allerdings vielfach von Privatsammlern gehüteten Volkskunst, wird freilich die eine oder andere Behauptung korrigieren. Das kreiden wir nicht als Manko an, sondern finden es selbstverständlich. Wir halten auch sehr subjektive Meinungen für das Vorrecht eines Autors vom Range Leopold Schmidts, so wenn er gegen die Freilichtmuseen, mit denen er nie viel anzufangen wußte, vom Leder zieht (S. 63), weil sie „nur in sehr beschränktem Umfang das zeigen werden, was sie nach dem Willen der Gründer zeigen sollten". Aber wie denn soll man es machen? Bis jetzt bieten wissenschaftlich richtig geplante und geleitete Freilichtmuseen noch immer einen ungleich besseren Einblick in Volksleben und Volkskultur als eine noch so gute Vitrinen- und Kartenaufstellung der herkömmlichen „klassischen" Art eines Volkskundemuseums.

S. 65 heißt es „weder Steinwälle noch Hecken gliedern wie in anderen Ländern unsere Kulturflächen ...". Da wird jeder Oberösterreicher aufhorchen, wo doch seine Landschaft – besonders das Alpenvorland des Traunviertels als *die* Heckenlandschaft katexochen bezeichnet wurde und wo im Mühlviertel Steinwälle eine der häufigsten Flurbegrenzungen darstellen.

S. 72: „In Oberösterreich, vor allem im Innviertel, tritt die Stadelmalerei der Zimmerleute dazu".

Diese Stadel*malerei* ist (oder war, sie ist in situ kaum mehr vorhanden) am dichtesten im Hausruckviertel, die Konstruktion, mit dem Beil gestaltetende Zimmermannskunst allerdings mag im Innviertel noch reicher gewesen sein.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Auf S. 103 wird der Ursprung der typischen „Gunskirchner" Möbel in den Umkreis von St. Florian verlegt. Nun sind Gunskirchner und Florianer Möbel zwei völlig verschiedene und leicht unterscheidbare Werkstättenerzeugnisse. Auch J. M. Ritz war der Herkunftsraum der von mir nach ihrem häufigsten Fundort so benannten Gunskirchner Werkstätte unbekannt (wie hätte er es auch in München wissen können), er verlegte ihn nach Salzburg.

S. 122 heißt es „Das Schmiedehandwerk lasse sich nicht laienhaft betreiben." Dem muß die Tatsache entgegengehalten werden, daß es auf zahlreichen Bauernhöfen regelrecht eingerichtete Schmiedewerkstätten gibt, wo der Bauer für den eigenen Bedarf seine eisernen Geräte ausbesserte und nicht selten auch herstellte. Die Schmiederei wurde von so manchem Bauern oder Knecht als „Hobby" betrieben. Viele der schönen Messerbestecke und reich verzierten „Muasa" (Musschaufeln) des Salzkammergutes sind Freizeitarbeiten von Berg- und Holzknechten – Beispiele dafür können sogar aus der Gegenwart erbracht werden.

S. 127 wird apodiktisch erklärt, in Österreich und auch in Süddeutschland gäbe es keine figural bemalten Spanschachteln. Diese Behauptung kann leicht widerlegt werden. Sogar die Viechtau hat figural bemalte Spanschachteln hergestellt, sie sind allerdings noch nie veröffentlicht worden, aber, und nicht nur die publizierte oder in Museen ausgestellte Volkskunst ist existent.

Dagegen hält L. Schmidt den bei Kislinger „Alte bäuerliche Kunst" publizierten, derzeit im OÖ. Landesmuseum befindlichen, reich bemalten Stangenwagen wohl für ein Unikat. Tatsächlich stellten diese bunt bemalten Wagen des Unteren Traunviertels einen echten Typus dar.

Auch hinsichtlich der Keramiken muß sich der Oberösterreicher energisch zum Worte melden. S. 133 heißt es „So gab es im steirisch-kärntnerischen Grenzgebiet Doppelschüsseln, bei denen eine kleinere in der Mitte der größeren, eigentlichen angebracht ist". Jeder Oberösterreicher wird da seine „Krennsuppen" – oder Krapfenschüsseln erkennen, ein wohl über ganz Oberösterreich – und wie ich glaube in ganz Österreich – weit verbreiteter und beliebter Typus, der zumindest in Oberösterreich in keinem Bauernhaus fehlte.

Auch in dem sehr informativen Kapitel „Bienenstöcke und Bienenkörbe" begegnen wir einer ähnlichen einschränkenden Behauptung, wenn es heißt „in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit gab es in unserem Gebiet in der Hauptsache nur hölzerne Bienenkasten". Richtig ist jedoch, daß in Oberösterreich der „Strohsumper" die Regel war und sich namentlich in den Rückzugsgebieten des Mühlviertels, Hausruckviertels und Traunviertels, aber sogar im Innviertel, wo sonst der „Rauchfangstock" dominierte, bis zur Jüngstvergangenheit gehalten hat. Das OÖ. Landesmuseum besitzt eine sehr schöne, umfangreiche Sammlung von Bienenstöcken aller Art, sie waren auch einmal, 1946, kollektiv ausgestellt.

Aber das sind, wie gesagt, alles Ergänzungen, wie sie wahrscheinlich der eingehendere Kenner jedes Bundeslandes wird erbringen können. Es ist ja das Schicksal jedes großräumigen Zusammenfassers, das er vom Lokalbearbeiter berichtigt werden kann.

Nicht so ganz verzeihlich ist allerdings ein Lapsus, der auf S. 144 passierte. Der erklärende Bildtext der dort abgebildeten hübschen Schützenscheibe aus Neuhofen in Niederösterreich lautet „Bemalte Schützenscheibe einer Schneiderzunft mit Aufzug vorm Wirtshaus ...". Jeder Schütze weiß natürlich, daß diese Scheibe mit dem Schneiderhandwerk nicht das mindeste zu tun hat. „Schneider" ist vielmehr der jeweils schlechteste Schütze, der jeglichen Hohn und Spott über sich ergehen lassen muß, dies alles, versteht sich, mit gezieltem und gespieltem Humor.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Auf die bei jedem Schießen sich ergebende „Würde" eines Schneiders zielt ja auch die Unterschrift der Tafel „Alle die schon Schneider waren, können heunt auft Herberg fahren". Das ist echter „Schneiderspott", dem nur mit einer Solidarität aller Schneider, die es schon einmal gewesen sind, begegnet werden kann.

Auch die Beschriftung der Tafel nach S. 176 ist irreführend. Wenn es da heißt „Oberösterreich um 1800", so ist das ein Widerspruch, da die Produktion des einzigen oberösterreichischen Glasmacherortes Sandl erst nach 1805 einsetzt. Das abgebildete Hinterglasbild zeigt vielmehr Eigentümlichkeiten, die noch nach Nordböhmen bzw. Schlesien weisen.

Wesentliche Ergänzungen wären auch zu den sonst so wertvollen Kapiteln „Schützenscheiben" und „Schriftkunst, Graphik" anzubringen. In ersterem wurde das Schützenhaus von Enns mit seinen nahezu 200 besterhaltenen Schützentafeln aus drei Jahrhunderten – ohne Zweifel ein würdiges Gegenstück zu Feldkirch – zu erwähnen vergessen.

Im Kapitel „Schriftkunst" vermißt der Oberösterreicher nicht nur seine zahlreichen, wohl großartigen Beispiele von gestochenen und gefalteten Liebesbriefen, sondern auch den weitverbreiteten volkstümlichen Scherenschnitt und die recht häufig handgeschriebenen und mit farbigen Illustrationen ausgestatteten bäuerlichen Gebetbücher bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts herauf. Das Kapitel hätte man ohne weiteres auf „Papierkunst" erweitern können, denn auch die handbedruckten Vorsatzpapiere, die Kleisterpapiere, kurzum, die ganze handwerkliche und laienhafte Volkskunst aus und auf Papier, gehörte einmal zusammenfassend gewürdigt.

Aber alle diese Anmerkungen können und sollen den Wert dieser umfassenden Zusammenschau von „Volkskunst in Österreich" nicht schmälern. L. Schmidt wird, wie wir ihn kennen, noch so viel publizieren, daß er leicht Gelegenheit nehmen kann, die vorgebrachten Anregungen aufzugreifen.

Im Ganzen ist es ein Genuß, nach dem prächtig ausgestatteten und gut gemachten Werk zu greifen, dessen in Text und Bild vorgestellte Materie das Herz jedes Freundes der Volkskunst höher schlagen lassen kann.

W. Boeheim, Handbuch der Waffenkunde. Unveränderter Neudruck der Ausgabe 1890. – Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt 1966. VIII, 694 S., 8⁰.

Obwohl Boeheims Handbuch der Waffenkunde schon im Jahre 1890 erschienen ist, genießt es bis heute den Ruf, der beste und universellste Leitfaden zur Einführung in die historische Waffenkunde zu sein. Wie sehr das Werk in Fach- und Sammlerkreisen noch geschätzt wird, mag man auch daraus erschließen, daß sich der verdienstvolle Verlag entschlossen hat, dieses geniale Buch nach 75 Jahren neu aufzulegen, eine Auszeichnung, die selten einem solchen Werk zuteil wird. Was dieses Buch vor allem gegenüber anderen Werken auszeichnet, ist die Zusammenschau von Schutzwaffen (Helm, Harnisch, Schild, Pferdezeug, Sporen usw.), Angriffs- (Blank-, Stangen-, Schlag- und Fernwaffen, Bajonett, Fahnen) und Turnierwaffen vom Beginn bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in einer gut verständlichen, anschaulich illustrierten, nach Waffentypen geordneten Entwicklungs- und Stilgeschichte des gesamten Waffenhandwerks. Erörterungen über die Kunst und Technik der Waffenschmiede, ein Überblick über die hervorragendsten Waffensammlungen Europas, eine nach Ländern geordnete Darstellung der Beschau- und

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Meisterzeichen sowie der Namen der Waffenschmiede und ihrer Merkmale machen das Buch auch heute noch zum geschlossensten Kompendium der historischen Waffenkunde im deutschen Sprachraum, das in keiner Weise veraltet, sondern noch bestens brauchbar ist und vor allem den vielen Sammlern wärmstens empfohlen werden kann. Dr. Josef Reitinger

Eduard Wagner, Hieb- und Stichwaffen. — Prag: Artia 1966. 489 S. 4⁰. Preis S 400,—.

Dem Prager Verlag Artia verdankt die historische Waffenkunde ein in deutscher Sprache abgefaßtes Monumentalwerk, das zweifellos eine der brauchbarsten und schönsten Monographien dieses Fachgebietes ist. In einem kurzen, allgemeinen Teil werden u. a. leicht verständliche und gut illustrierte Betrachtungen über die Schutzvorrichtungen (z. B. Parierstange, Korb usw.), Tragweise, Beherrschung und kriegerische Verwendung der Hieb- und Stichwaffe sowie über die Fechtkunst geboten. Der 400 Seiten dicke Hauptteil, der mit „Beschreibung der Hieb- und Stichwaffen" betitelt ist, widmet sich vorwiegend den serienmäßig hergestellten Militärwaffen (Pallasch, Degen, Säbel, Bajonett) des 18. und 19. Jahrhunderts, während die älteren Waffen, die wir vorwiegend in den Waffensammlungen der Museen zu finden gewohnt sind, und die ohnedies schon eine breite literarische Bearbeitung gefunden haben, nur soweit berücksichtigt wurden, als dies für ein umfassenderes typengeschichtliches Entwicklungsbild dieser Waffengattung notwendig war. Da das ältere Material heute weitgehend in festen Händen und daher für den Privatsammler nur mehr schwer erreichbar ist, wenden sich gerade die kleinen Sammler immer mehr auch den jüngeren militärischen Hieb- und Stichwaffen zu, und so wird nicht nur der Fachmann, sondern auch dieses Sammlerpublikum im vorliegenden Werk ein leichtverständliches und wirklich brauchbares Bestimmungsbuch finden. Außerdem führt dieses Buch auch dem Amateur in einprägsamer Weise vor Augen, zu welch unglaublicher Typenvielfalt sich beispielsweise der Säbel entfaltet hat und welch schönes und oft noch sehr leicht erreichbares Material auf einen solchen Liebhaber wartet.

Da die Militärwaffen früher vorwiegend Sammelgebiet der wenigen Armeemuseen waren, sind sie auch von der breiteren Forschung stets stiefmütterlich behandelt worden, so daß dieses Riesenbuch jetzt wirklich eine Lücke füllt. Dieses Buch ist allerdings nicht, wie man erwarten würde, eine systematische Stilgeschichte der Hieb- und Stichwaffen, sondern ein ausführlicher, beschreibender Katalog mit einem eindrucksvollen, vom Verfasser selbst gezeichneten und kolorierten Bildteil. Jede Waffe ist in großem Maßstab auf je eine Seite in mehreren Total- und Detailansichten abgebildet, so daß das Bestimmen jedem leicht gemacht wird. Wegen der Orientierung auf die Militärwaffen hat der Verfasser auf die Einbeziehung der Stichwaffen mit kurzer Klinge (Dolch, Messer), die man wegen des umfassenderen Titels in diesem Buch zweifellos erwarten würde, verzichtet.

Die behandelten, genormten Militärwaffen sind nach Ländern geordnet. Bedauerlich finden wir es, daß nur Deutschland, England, Frankreich, Österreich und Rußland berücksichtigt wurden, während die Waffen aller anderen Länder, beispielsweise sogar Italien, nicht vertreten sind. Schon eine flüchtige Durchsicht hat überdies gezeigt, daß auch von den genannten Ländern das vorhandene Material nicht restlos erfaßt worden ist, sondern manches Modell oder manche Variante fehlt. Auch der Katalogteil ist nicht einheitlich gearbeitet. Bei manchen Objekten ist die Beschreibung überdimensioniert, bei manchen fehlt sogar das Notwendigste, manchmal sogar die Gesamtlänge oder Klingenlänge. Diese kleinen Schönheitsfehler dürften ihre Ursache vor allem darin haben, daß der Verfasser wegen der in

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

seinem Lande bestehenden Reiseschwierigkeiten die großen ausländischen Sammlungen nicht in ausreichendem Maße studieren und auch manch wichtige Quellenliteratur nicht benützen konnte und den Materialsammlungen des zwar sehr schönen aber doch anders orientierten Prager Armeemuseums, dem der Verfasser angehört, eine regionale Beschränkung nicht abzusprechen ist.

Wenn dieses Buch daher nicht als universelles Kompendium der Hieb- und Stichwaffen der europäischen Militärnationen angesprochen werden kann, so ist es doch zweifellos das beste und brauchbarste Handbuch für dieses Material, das konkurrenzlos dasteht und dank seines dokumentarischen Charakters auch nie veralten wird.

Da sich in einem anderen Lande kaum ein Verlag finden dürfte, der bereit wäre, eine solche Publikation bei erschwinglichem Preis mit einer solchen, fast verschwenderischen Fülle an wirklich instruktivem und anschaulichem Illustrationsmaterial auszustatten, möchten wir zum Abschluß auch noch den Wunsch äußern, daß uns dieser Verlag in gleicher Ausstattung auch noch eine Gesamtpublikation der genormten militärischen Feuerwaffen bereitstellen möge.

Dr. Josef Reitinger

M. Thierbach, Die geschichtliche Entwicklung der Handfeuerwaffen. Text- und Tafelbd. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1965. 167, 538 und 52 S. und 36 Taf. 4⁰.

Als im Jahre 1886 Thierbachs Monographie über die geschichtliche Entwicklung der Handfeuerwaffen erschien, galt sie allgemein als die bedeutendste Publikation zu diesem Thema. Inzwischen ist die Forschung in Einzelfragen wesentlich weiter gekommen und vieles drücken wir heute präziser aus. Im deutschen Sprachraum ist aber bisher keine Zusammenfassung in dieser Größe erschienen, die besser wäre als Thierbachs dickleibiges Buch. Dieses hohe Niveau konnte Thierbach vor 80 Jahren erreichen, weil ihm für seine Studien die Sammlungen der sächsischen Armee uneingeschränkt zur Verfügung standen, die von jeher zu den besten und umfassendsten der Welt gezählt haben.

In der vorliegenden Ausgabe wurden die beiden Textbände des Werkes, von denen der eine der geschichtlichen Entwicklung des glatten Gewehres speziell des Gewehrschlosses und der andere der Entwicklung des gezogenen Gewehres gewidmet ist, zusammen mit den im Jahre 1898 erschienenen Nachträgen zu einem monumentalen Textband vereinigt. Der Bildteil wurde bei diesem Neudruck vom Text getrennt und als eigener Tafelband gebunden. Er enthält auf 36 doppelseitigen, gezeichneten und kolorierten Tafeln rund 800 anschauliche, maßstabgetreue, alle Details berücksichtigende Abbildungen. Der Mehrfarbendruck ermöglicht vor allem eine leichte Unterscheidung der bei den Originalen verwendeten Materialien (Eisen, Messing, Holz usw.). Gerade dieser Tafelband mit seinem reichen Bildmaterial wird für Sammler und Liebhaber eine Fundgrube und für den Fachmann ein nützlicher Behelf beim Bestimmen von Waffen werden.

Der Text ist weniger eine katalogmäßig präzise Beschreibung einzelner Waffen, sondern eine instruktive Zusammenschau der großen historischen Entwicklungslinien der Feuerwaffentechnik, die sich auch heute noch anregend liest. Durch eine genauere Besprechung zahlreicher Waffen werden auch viele Einzelfragen ausführlich erörtert. Dieses Werk wird auch dem Laien schon nach kurzer Einarbeitung eine genaue waffengeschichtliche Einordnung und Datierung seiner Bestände ermöglichen. Überdies berücksichtigt dieses Standardwerk der Waffenliteratur nicht nur die Feuerwaffen als solche, sondern behandelt auch das ganze mit ihnen verbundene Zubehör, wie Ladegerät, Pulverhörner, Patronen usw.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Eine Bibliographie zur historischen Waffenkunde fällt auch heute noch klein aus. Neben einer größeren Zahl von Sonderschriften und Aufsätzen zu Detailfragen stehen nur einige Dutzende Publikationen mit zusammenfassendem, handbuchartigem Charakter zur Verfügung. Eines von diesen ist unser Thierbach. Leider sind sie alle schon seit Jahrzehnten vergriffen und in festen Händen, so daß sie auch antiquarisch kaum mehr aufzutreiben sind. Solange keine besseren, moderneren Werke vorliegen, muß der mit alten Waffen befaßte Liebhaber und Fachmann immer wieder zu dieser älteren Literatur zurückgreifen. Es ist daher dem rührigen Verlag nicht hoch genug anzurechnen, daß er in den letzten Jahren mehrere dieser älteren, immer noch gut brauchbaren Handbücher in sein Verlagsprogramm aufgenommen hat. Dem Erscheinen der angekündigten Werke sehen wir daher mit großem Interesse entgegen. Dr. Josef Reitinger

Maximilian Bobinger, Alt-Augsburger Kompaßmacher. Sonnen-, Mond- und Sternuhren, astronomische und mathematische Geräte, Räderuhren. Augsburg, H. Rösler-Verl. 1966. 446 S. mit 262 Abb. 8⁰ (Abhandlungen zur Geschichte d. Stadt Augsburg. Bd. 16).

Wissenschaftliche Instrumente waren immer teure und kostbare Präzisionsarbeiten, was meistens auch in ihrer künstlerischen Ausschmückung und in den häufig verwendeten Edelmetallen zum Ausdruck gebracht worden ist. Ihre Erzeuger sind vorwiegend aus dem Goldschmiedehandwerk oder diesem nahestehenden Berufsständen hervorgegangen. Das Augsburger Goldschmiedegewerbe war ehemals weithin geschätzt und es ist daher eine naheliegende Folge, daß Augsburg in diesen Jahrhunderten auch zu einem bedeutenden Erzeugungszentrum wissenschaftlicher Instrumente geworden ist.

Die bedeutendsten Augsburger Meister dieses Faches waren Christoph und Hans Christoph Schißler, deren Erzeugnisse zu den schönsten im deutschen Sprachraum gehören. Dieser Meisterfamilie hat M. Bobinger bereits vor 11 Jahren eine Monographie gewidmet, die ob ihrer Qualität und zentralen Bedeutung für unser Thema schon seit Jahren vergriffen ist. Es war daher eine glückliche Idee des Autors, uns das Werk von Vater und Sohn Schißler in Verbindung mit den anderen Augsburger Instrumentenmachern nochmals vorzuführen und damit wenigstens das Resumée des ersten Buches einem noch größeren Kreis zugänglich zu machen.

Der Obertitel ist für den Außenstehenden vielleicht etwas zu eng und irreführend. Das Buch befaßt sich nicht mit dem Kompaß im engeren Sinn, sondern mit den tragbaren Sonnen-, Mond- und Sternuhren und ihren Herstellern. Seit dem 16. Jahrhundert war ein Großteil von ihnen zur richtigen Ortung mit einer Magnetnadel ausgestattet, so daß sie nicht nur als Zeitmesser sondern gleichzeitig als Kompaß verwendbar waren. Der anschaulich abgefaßte und viel Sachkenntnis verratende systematische Teil bringt die verschiedenen Typen dieser Erzeugnisse zur Darstellung und erläutert ihre Funktionsweise. Ein wichtiger Teil des Buches (S. 69–212) ist dem Leben und Wirken „aller jener Augsburger Handwerker und Dilettanten des 16.–18. Jh. gewidmet, von denen wenigstens eine tragbare Sonnen-, Mond- oder Sternuhr als ihr Erzeugnis nachgewiesen werden konnte." Aus dem zum Teil sehr illustren Kreis wären neben Vater und Sohn Schißler etwa noch Hans Holbein, Klieber, L. Th. Müller, I. G. und A. Vogler, G. F. Brandner, um einige besonders populäre Namen zu nennen, erwähnenswert. Der wichtigste und größte Teil des Buches ist das beschreibende Geräteverzeichnis der vom Autor festgestellten Instrumente. Gerade dieser Abschnitt, der weit über die Bestandsauf-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

nahme Zinners hinausgeht, wird für Sammler und Museen jeder Größe von besonderer Wichtigkeit werden, weil darin jedermann seine eigenen Instrumente wiederfinden oder zumindest nach funktionell gleichen Stücken leicht bestimmen können wird. Das dem Buch beigegebene Schriftenverzeichnis mit 92 Titeln zur Geschichte der Sonnenuhr dürfte das bisher umfassendste sein. Ein besonders reiches Bildmaterial (262 Abb.) und ausführliche Personen-, Orts- und Sachregister machen die Arbeit zu einem nicht hoch genug einzuschätzenden Handbuch eines besonders wichtigen Teilgebietes der wissenschaftlichen Instrumentenkunde. Daß es im Gegensatz zu anderen Werken ähnlicher Thematik auch dem durchschnittlichen und bescheidenen Material des einfacheren Bürgertums, wie wir es in den meisten Heimatmuseen finden können, in Wort und Bild ausreichend Platz einräumt, wird dazu beitragen, dem Buch trotz des speziellen Themas einen breiten Benützerkreis und die Beachtung zu verschaffen, die es verdient.

Dr. Josef Reitinger

O. Muris und Gert Saarmann, Der Globus im Wandel der Zeiten. Eine Geschichte der Globen. Berlin-Beutelsbach, Columbus-Verlag 1961. 287 S., 145 Abb., 8⁰.

Ältere Erd- und Himmelsgloben in Bayern. Im Auftr. d. Bayer. Staatsbibliothek hrsg. v. A. Fauser unter Mitarb. v. T. Seifert. Stuttgart 1964. 184 S., 40 Abb. 8⁰.

Da historische Globen rar und daher überaus geschätzt und gesucht sind, ist es naheliegend, daß in der Nachkriegszeit die Globusforschung einen mächtigen Auftrieb erhalten hat. So wurden u. a. als Vorarbeit für einen von der UNESCO geplanten Weltkatalog der historischen Globen regionale Globus-Kataloge in Angriff genommen, von denen uns der des Landes Bayern hier zur Besprechung vorliegt. Als Krönung und Zusammenfassung der sich in letzter Zeit immer mehr zersplitternden und unübersichtlicher werdenden Forschung ist die hier zu besprechende umfassende Geschichte des Globus herausgegeben worden.

Wegen des beschränkten Raumes ist es unmöglich, auf einzelne Probleme des Buches näher einzugehen. Das Werk schildert zunächst das Ringen der Gelehrten der Antike um die Gestalt der Erde und ihre Stellung im Weltall, legt den Widerstreit des christlichen und antiken Denkens um die Kugelgestalt der Erde im Mittelalter dar und schaltet, noch bevor es sich der eigentlichen abendländischen Globusproduktion widmet, ein äußerst interessantes Kapitel über die arabischen Globen, die als die frühesten gelten dürfen, ein. Ausführlich werden die Pioniere Martin Behaim, Gemma Frisius und Mercator behandelt. Wegen der Fülle des Materials konnte die Geschichte der Renaissance-Globen der 1. und 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts sowie der Kelchgloben dieses Zeitraumes nur mehr in je einem zusammenfassenden Abschnitt behandelt werden. Einen breiten Raum nimmt verständlicherweise der barocke Globus mit dem berühmten Coronelli als Mittelpunkt ein. Als Abschluß werden noch die Globen des 18. und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts besprochen. Dann verliert sich die künstlerisch-handwerkliche Globenerzeugung und räumt ihre Arbeitsplätze der industriellen Serienerzeugung, die schon das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts weitgehend beherrscht. Das inhaltsreiche Buch schließt mit einem ausführlichen Literatur- und Abbildungsverzeichnis und einem für die praktische Arbeit besonders wertvollen Personenverzeichnis mit rund 350 Namen, vorwiegend von Globenmachern.

Das Buch ist mit nicht weniger als 145 ganzseitigen und zum Teil farbigen Abbildungen ausgestattet. Neben den Porträts der berühmtesten Meister sind

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

vor allem die wesentlichsten Globen auch bildlich wiedergegeben. Gerade durch dieses reiche Bildmaterial wird das Buch nicht nur den ernsten Kennern der historischen Geographie, sondern auch einem breiten Publikum von Liebhabern und Sammlern nützlich werden und Freude machen. Das Werk ist zweifellos eine bedeutende wissenschaftliche Leistung, die für Jahrzehnte gültig und richtungsweisend sein wird.

Eine großräumige Zusammenfassung kann natürlich unmöglich alle bisher bekanntgewordenen Globen und deren Meister berücksichtigen. Hier sollten die regionalen Kataloge einspringen. Das Buch von Alois Fauser über die älteren Erd- und Himmelsgloben in Bayern verfolgt daher eine ganz andere Zielsetzung und möchte nur eine Bestandsaufnahme der Globen Bayerns sein, ist aber, wie schon die äußere Aufmachung zeigt, weit mehr geworden.

Der Autor stellt seiner Veröffentlichung einen kurzen Abriß der Globenerzeugung mit dem Schwergewicht Bayern voran und handelt dann über die Aufbewahrung, Herstellung und Restaurierung von Globen. Der größere Teil des Buches ist dem Globusinventar gewidmet. Nach den Erzeugern alphabetisch geordnet, werden alle Objekte schlagwortartig aber umfassend beschrieben. Dem Werksverzeichnis eines jeden Meisters wird eine Kurzbiographie vorangestellt. Wert wurde auf Besonderheiten und Unterscheidungsmerkmale, auf sorgfältige Wiedergabe der Inschriften (Legenden), auf die Art der Kugel, auf Zeichnungen und Druckverfahren des Globusbildes, auf Armierung (Gestell, Stundenring, Meridianring, Stundenkreis, Bodenplatte, Horizont u. a.), auf Erhaltungszustand, Provenienz und die bestehende Literatur gelegt.

Das Buch ist sorgfältig und gewissenhaft gearbeitet und eine wahre Fundgrube an Detailfragen. Für jeden, der sich mit der wissenschaftlichen Bearbeitung von Globen zu beschäftigen hat, wird es eine Art Bestimmungsbuch werden. Das Buch ist mit einem wertvollen Bildteil ausgestattet. Die Glanzstücke werden in hervorragenden Farbaufnahmen gezeigt. Von anderen Globen sind vor allem Details und individuelle Besonderheiten in Schwarzweiß-Photos zu sehen.

Sowohl Bild- als auch Textteil konkurrieren oder wiederholen keineswegs die oben besprochene Globusgeschichte, sondern nehmen auf diese Publikation Rücksicht und ergänzen sie sinnvoll. Für Geographen und Sammler wird dieses Buch nicht weniger wichtig sein als das zuerst beschriebene Werk von Muris-Saarmann. Nachdem jetzt Ostdeutschland und Bayern je einen mustergültigen Globuskatalog veröffentlicht haben, ist nur zu wünschen, daß auch andere Länder folgen mögen und daß vor allem Österreich, von dem die Idee zu diesem Inventarwerk ausgegangen ist und das über einen besonders reichen Bestand verfügt, bald mit einer gleichwertigen Publikation aufwarten möge. Dr. Josef Reitinger

Rudolf Flotzinger: Die Lautentabulaturen des Stiftes Kremsmünster / Thematischer Katalog. Verlag Hermann Böhlaus Nfg., Wien—Graz—Köln 1965.

Wer in musikhistorischen Belangen mit dem ehrwürdigen Stift Kremsmünster, dem nur noch eine Dekade zur Zwölfhundertjahrfeier fehlt, Verbindung aufnimmt, muß sich vor allem anderen mit dem Terminus „Regenterei" vertraut machen. Dem Rezensenten wurde die diesbezügliche Kenntnis vor 30 Jahren auf die liebenswürdigste Art vom damaligen Musikdirektor des Stiftes, P. Benno Feyrer, vermittelt, als er diesem seinen ersten Besuch in Kremsmünster abstattete. Nach Besichtigung des Musikarchivs überreichte ihm damals sein väterlich wohlwollender Kollege das 1877 in Wels gedruckte Büchlein „Die Pflege der Musik im Stifte Kremsmünster" von P. Georg Huemer, dem Amtsvorgänger P. Bennos. In dieser volkstümlich

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

geschriebenen Darstellung über die Musikpflege in Kirche und Konvent findet sich an zwei Stellen eine recht exakte Beschreibung der „Regenterei". Es heißt dort: „Die Regenterei – das Musikarchiv – befindet sich am westlichen Ende des mittleren Konventganges und verwahrt in 7 Kästen und 680 Faszikeln über sechstausend Nummern." Und an einer anderen Stelle findet sich ein Hinweis, daß der Ausdruck „Chor-Regenterei" seit dem Jahre 1684 in Verwendung stehe und damit jenes Locale gemeint sei, in welchem früher die älteren Musikalien und Instrumente aufbewahrt wurden, jetzt aber sämtliche Musikschätze des Hauses untergebracht sind.

In dieser kurzgefaßten Musikgeschichte des Stiftes sind unter den Beständen der Regenterei bereits sieben Handschriften mit solistischer Lautenmusik in Tabulatur aufgezählt und vom Autor mit den Nummern I bis VII bezeichnet (Seite 114 f). Unter dem Titel „Lautentabulaturen" erwähnt Huemer „sieben Bändchen, meist mit Goldschnitt, Querformat" und berichtet über Größe und Stärke der einzelnen Bände, streift ihren Inhalt und nennt in mehreren Fällen auch die Anzahl der in einem Band enthaltenen Stücke. Huemer spricht von Ouvertüren, Tänzen, Arien „in italienischer Tabulatur (mit Ziffern)" und einigen Nummern „in französischer Lautenschrift (mit Buchstaben darunter)." Dem mit musikwissenschaftlichen Fachausdrücken wenig belasteten Leser sei verraten, daß es sich bei einer Tabulatur um eine Art Buchstaben- oder Ziffernnotenschrift handelt, die besonders in der Lautenmusik des 16. und 17. Jahrhunderts reiche Anwendung fand.

Weiters berichtet Huemer (auf Seite 33) von zwei in den Jahren 1667 und 1676 im Druck erschienenen Lautenbüchern des churfürstlichen Brandenburgischen Cammer-Lautenisten Esaias Reusner, die sich P. Sigmund Gast, Regenschori des Stiftes von 1685 bis 1689, ein ausgezeichneter Lautenspieler, beschafft hat und die ebenfalls zum Bestand des Kremsmünsterer Musikarchivs gehören. Das Lautenbuch aus 1667 führt den Namen „Delitiae Testudinis oder Erfreuliche Lauten-Lust", jenes aus 1676 „Neue Lautenfrüchte".

Außer den von Huemer beschriebenen sieben Handschriften mit Lautentabulaturen, die später die Signaturen L79, 78, 85, 77, 82, 83 und 84 erhielten, und den beiden gedruckten Lautenbüchern besitzt die Regenterei zu Kremsmünster noch zwei weitere Handschriften, die französische und italienische Tabulaturen bzw. eine Anzahl solistischer Lautenstücke und verschiedensprachiger Lieder mit Lautenbegleitung in italienischer Tabulatur beinhalten. Diese beiden letztgenannten Handschriften dienten dem erfolgreichen jungen Musikforscher Dr. Rudolf Flotzinger als Thema für seine 1964 an der Universität Wien approbierte Dissertation „Die Lautentabulaturen des Stiftes Kremsmünster mit musikgeschichtlicher Auswertung der Handschriften L64 und L81 sowie thematischem Katalog des Gesamtbestandes".

Nach einer grundlegenden Revision dieser ersten Arbeit und ihrem weitgehenden Ausbau erschien 1965 bei Hermann Böhlaus Nachfolger, Wien–Graz–Köln, in einer von Univ.-Prof. Dr. Erich Schenk geleiteten Reihe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften als Band II der Tabulae musicae Austriacae die vorliegende umfangreiche Publikation „Die Lautentabulaturen des Stiftes Kremsmünster / Thematischer Katalog" aus der Feder Flotzingers. Soll das Jahr des Erscheinens wahrheitsgemäß angegeben werden, so lautet es 1966. Der Autor, dessen Gründlichkeit man uneingeschränkte Anerkennung zollen darf, gliedert sein Werk in ein Vorwort, eine Anweisung zur Benützung des Katalogs, ein Verzeichnis der Abkürzungen, eine sehr zweckdienliche Einleitung, die zahlreiche Aufschlüsse und Literaturhinweise vermittelt, in die genaue Beschreibung der insgesamt neun Tabulaturhandschriften sowie der beiden gedruckten Lautenbücher und schließlich den eigentlichen Katalog, welcher auf 210 Buchseiten nicht weniger als 1329 verschiedene musikalische Themenanfänge in Notenbeispielen umfaßt.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Flotzinger, der das 274 Seiten starke Buch mit einem Verzeichnis der Liedertextanfänge in deutscher, italienischer, französischer und spanischer Sprache und einem Sach- und Namensregister abschließt, kombinierte bei der Anlage des Kataloges die vom internationalen Colloquium „Le luth et sa musique", Paris 1958, vorgeschlagenen Editionsprinzipien mit jenen der Reihe „Tabulae musicae Austriacae", wie sie bereits 1964 in deren Band I verwirklicht worden sind. Die Notation führte er einheitlich auf einer einzigen Notenzeile unter Verwendung des oktavierenden Violinschlüssels durch. Töne, die unterhalb f liegen, notierte er (zur Vermeidung von mehr als drei Hilfslinien) nochmals 8va bassa, welche Notation sich selbstredend nur auf den jeweils tiefsten Ton (und nicht auf den darüberliegenden Akkord) bezieht, ergänzende Angaben setzte der Autor in eckige Klammern, wie es den Bibliotheksvorschriften entspricht.

Über der gesamten Arbeit des begabten Forschers waltet ein guter Stern, läßt sie doch deutlich genug den Geist der Wiener Hohen Schule der Musikwissenschaft, deren Geschick in den Händen von Univ.-Prof. Dr. Erich Schenk, Wirklichem Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, ruht, spüren!

Große Behilflichkeit widerfuhr dem Autor nicht allein von dem namhaften deutschen Lautenforscher Franz Julius Giesbert, sondern insbesondere von seiten des Kremsmünsterer Musikgelehrten Dr. P. Altman Kellner, dessen 1956 im Bärenreiter-Verlag (Kassel und Basel) erschienene „Musikgeschichte des Stiftes Kremsmünster" mit Recht zu wiederholten Malen angezogen wird und der in nachahmenswert gönnerhafter Weise das in Flotzingers Katalog erschlossene Handschriftenmaterial ohne Beschränkung zur Verfügung gestellt hat. Nicht unerwähnt bleibe in diesem Zusammenhang die ungemein instruktive faksimilierte Wiedergabe der Allemande aus einer Suite des 1740 verstorbenen Komponisten Johann Georg Weichenberger in französischer Tabulatur, welche Kellner auf Seite 261 seiner Musikgeschichte bietet und die ident ist mit dem in Flotzingers Katalog auf Seite 254 abgedruckten Thema Nr. 1270 aus fol. 86v der von Georg Huemer unter IV registrierten Handschrift L77. Dr. Ludwig Kaff

Walter Suppan, Steirisches Musiklexikon; Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt; 5. Lieferung „Mixa" bis „Rosegger", 1965; 6./7. Lieferung „Rosegger" bis „Zwölfer" 1966.

Mit der fünften, sechsten und siebten Lieferung hat Dr. Wolfgang Suppan sein grundlegendes Musik-Lexikon zu Ende geführt. Die zu besprechenden Teile wurden mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht in Wien, der Steiermärkischen Landesregierung in Graz und der Stadt Graz gedruckt. Im Laufe des Jahres 1967 soll eine Nachtragslieferung mit Korrekturen und Ergänzungen erscheinen.

Das in „Besprechungen und Anzeigen" ... S. 527 bis Seite 529 des 110. Bandes dieses Jahrbuches geäußerte Lob über das vorbildliche Nachschlagwerk kann auf die letzten Lieferungen ausgedehnt werden. Hier begegnen die vorzüglichen längeren Artikel von namhaften Fachleuten verstärktem Interesse. Besonders lesenswert sind unter dem Stichwort „Steiermark" Abhandlungen über das Chorwesen, die Blasmusik, den Steirischen Tonkünstlerbund, die Volksmusik und Jazz im südöstlichen Bundesland, ferner zusammenhängende Betrachtungen über das Musikleben in größeren Orten, wie Pöllau oder Voitsberg, sowie vor allem in den Stiften Rein bei Graz, Seckau, Sankt Lamprecht und Vorau. Reiche Beziehungen zwischen Oberösterreich und der Steiermark sind aus der Geschichte der Benediktiner-Klöster Kremsmünster und Admont zu ersehen. Georg Peyritsch wirkte am Beginn des 17. Jahrhunderts als Organist in Kremsmünster. In den Jahren 1652 bis 1659 versah

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

wahrscheinlich Johann Jacob Prinner, 1624–1694, das gleiche Amt. Pater Franz Sparry, 1715–1767, der Sohn angesehener Grazer Bürger leitete die Stiftsmusik Kremsmünster und war als Komponist von Kirchenmusik für sein eigenes Kloster sowie für die Stifte Admont und Lambach bekannt. Daneben schrieb er Arien in der Mundart mit tanzartigem Charakter. Vor ihm hatte Pater Nonnosus Stadler, 1696–1783, die Stiftsmusik geleitet. Pater Nonnosus war in Aussee geboren.

Als Leiter der Volksschule Admont beendete Alois Paulmichl 1881–1941 sein Wirken als Lehrer. Er stammt aus St. Marienkirchen am Hausruck, war Sängerknabe in Kremsmünster, studierte an der Lehrerbildungsanstalt in Linz und lehrte in verschiedenen Orten in Oberösterreich und in der Steiermark. Er komponierte Kirchenmusik für gemischten Chor und Blasmusik, die weite Verbreitung fand.

Michael Peyritsch, der Vater des obgenannten Georg Peyritsch, war von 1572 bis 1608 Organist im Stift Admont. Pater Josef Pürstinger, 1843–1894, Musiklehrer und Musikschriftsteller im Stift Admont, stammte aus Nußbach in Oberösterreich und hat am Gymnasium in Linz studiert. Pater Christoph Schoiber von Schwannenburg, 1710–1758, Chorregent des gleichen Stiftes, erblickte das Licht der Welt in Weyer/Oberösterreich.

An weiteren Angaben aus dem Lexikon von Dr. Suppan sind dem Oberösterreicher wertvoll: Die Brüder Michael und Josef Perr waren um 1800 Geigenbauer in Goisern. Der Vater Paul, ebenfalls Geigenbauer und Spielmann, stammte aus der Ramsau bei Schladming. Von dem unvergeßlichen Musikerzieher an der Bundeslehrerbildungsanstalt in Linz, Dr. Cornelius Preiß, ist die kurze Biographie willkommen: geboren 1884 in Troppau, studierte er zuletzt in Graz, wo er zum Doktor phil. promovierte. In Graz begann er auch zu unterrichten, bevor er seine Tätigkeit 1924 nach Linz verlegte, wo er 1944 gestorben ist. Im Artikel über Viktor Pruscha sollte seine Wirksamkeit als Direktor des Linzer Landestheaters von 1945 bis 1948 erwähnt werden. Joseph Riepel, 1709 bis 1782, nach Hans Joachim Moser „einer der besten Musiktheoretiker des 18. Jahrhunderts", stammt aus Hörschlag in Oberösterreich. Pater Odilo Ronig, 1884 bis 1958, zuerst Trappist, später Zisterzienser, wirkte als Organist unter anderem an der Bruckner-Orgel in St. Florian. Giuseppe Rossi, geboren 1790 in Verona, Sprachlehrer, Theaterkritiker und Librettist, war von 1841 bis zu seinem Tode 1865 in Linz tätig. Er schrieb unter anderem das Textbuch für die Oper „Die Morlaken" von Lannoy. Der Glockengießer Adam Roßtauscher, 1629–1689, war in Lasberg, Oberösterreich, geboren. Lambert de Sayve, 1549–1614, Präceptor der Kapellsingerknaben im Hofe des Erzherzogs Karl II. und Hofkapellmeister des Erzherzogs und späteren Kaisers Matthias, starb in Linz. Josef Schröcksnadel, Konzertmeister im Mozarteumsorchester Salzburg, ist 1910 in St. Martin bei Ried geboren. Jeremias und Matthias Hieronimus Stettner, Türmergeselle, bzw. Stadtmusiker in Graz, waren gebürtige Oberösterreicher. Kajetan Stückler, 1818–1873, Kapellmeister, Sänger und Fagottist in Graz, wirkte auch kurz in Linz. Sein Sohn Josef Ignaz Stückler, 1848–1927, Solo-Hornist im Opernorchester Graz, starb in Grieskirchen. Alfons Vodosek, geboren 1912 in Wien, Ausbildung und erste Tätigkeit in Graz, kam 1938 als erster Konzertmeister nach Linz. Zu ergänzen wären die Bemerkungen, daß Vodosek hier seine Solo-Konzerte zunächst mit Dr. Rudolf Stejskal und nach seinem Tode mit dem ehemaligen Linzer Opernchef Siegfried Meik fortgesetzt hat. Außerdem führt er das „Linzer Streichquartett" als Primarius. Alfred Webinger, geboren 1885 in Traiskirchen, Professor am Akademischen Gymnasium in Graz, verfaßte Vorträge zur Erforschung des Volksliedes in Oberösterreich und der Steiermark. Franz Weichlein, 1659–1727, Sohn des Stadtpfarrorganisten Johannes Weichlein und Jesuitenschüler in Linz, war später selbst Stadtpfarrorganist in Linz, danach Organist der Stadtpfarrkirche in Graz. Seine Kompositionen für die Kirche sind verschollen. Den Zeilen über den

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Komponisten und Journalisten Rudolf Weishappel, geboren 1921 in Graz, wäre die Erwähnung einzufügen, daß seine Oper „Elga" 1967 im Linzer Landestheater ihre Uraufführung auf einer Bühne erlebte. Der Grazer Klavier-Komponist und „Klaviermacher" Johann Nepomuk Zapf, etwa 1760–1800, stammte aus Mondsee. Johann Franz Zierler, 1716–1793, Vater einer Organisten- und Schulmeisterfamilie in Aussee, stammte aus Bad Ischl.

Johannes Unfried

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines

Jahr/Year: 1967

Band/Volume: 112a

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Besprechungen und Anzeigen. 281-304